

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 106 (2010)
Heft: 1: Alltagsglück

Artikel: Überglückt : wohin man blickt, nur Glück
Autor: Leimgruber, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Überglückt

Wohin man blickt, nur Glück

Walter Leimgruber

Man kann sich des Glücks nicht erwehren. Wo immer wir stehen, gehen, sehen, lauert es uns auf. Erbarmungslos lächelt es in Form einer strahlenden Familie, aufgekratzter Frauen, erfolgreicher Männer und herumtollender Kinder von den Plakatwänden. Mit der freundlichen Versicherung, dem ökohybriden Auto, dem coolen Kleiderlabel, dem trendigen Gadget oder der fürsorglichen Bank stellt es sich von selber ein. Wieso also mit den ewig gleichen Klamotten im Zug sitzen, sich über hohe Versicherungs- und Krankenkassenprämien aufregen, einen alten Schmöker lesen und beim Zugfahren ab und zu die schöne Landschaft bewundern? Das ist nicht das Glück, wie es von den Plakatwänden lacht, das ist Alltagstrott, und wenn auch nicht Griesgram und Verdrossenheit, so doch höchstens Zufriedenheit, weit entfernt von wahrer, totaler Happiness.

Dies etwas frustriert realisierend, wendet man den Blick von den Plakaten ab, blättert in den Gratispendlerzeitungen und findet dort 20-Minuten-Nachrichten vom Glück der Anderen. Die Ex-Miss hat eine Affäre mit einem reichen Nachtclubbesitzer, das Politikerpaar wandert glücklich grinsend durch exotische Berge, die Freundin von Hollywood-Beau George Clooney stahl in aufreizenden Dessous vom Cover eines People-Magazins, die U-17-Fussballnationalmannschaft beglückt mit ihrer Siegesserie, die Lebensberaterin rät zu mehr aufgestelltem Sex und die Kolumnistin beschreibt ihre beglückende Sauf tour durch die angesagtesten Kneipen. Ein strahlender Verteidigungsminister wünscht sich mehr Geld und verzichtet auf Flugzeuge, die glücklichsten Schweizer wohnen laut Gemeinde-Ranking in der Steueroase Feusisberg (es ist also doch das Geld, das glücklich macht), und Krabbenweibchen belohnen männliche Nachbarn, die sie gegen Eindringlinge beschützen, mit Sex. Die Schweizer Finanzchefs sind optimistisch, Roger Federer erwärmt alle Herzen und die Partybeauties haben am Wochenende wieder mal kräftig auf den Putz gehauen, wie es die ewig gleiche Fotoserie mit lachenden Menschen zeigt. Sogar das Bäuerlein Heiri macht das Niederdorf in der gleichnamigen Oper nach Jahrzehnten wieder einmal unsicher und zeigt, wie man als Provinzler feiert. Und an einigen Orten wird gar darüber diskutiert, Glück als Schulfach einzuführen, erste Erfahrungen zeigen ermutigende Resultate.

Wie eintönig und langweilig ist im Vergleich dazu doch das eigene Leben. Das muss sich ändern. Und so macht man sich auf die Suche nach Glückmachern und findet ein überwältigendes Angebot.

Glücksbringer

Etwas aus der Mode gekommen sind als Glücksbringer die Religionen, die uns das ewige Glück versprechen, allerdings erst im Jenseits, und meist nach einem Leben voller Entsagung und Entbehrung. Das kommt nicht mehr besonders gut an. Umso besser vermarkten sich religiöse und esoterische Glücksversprechen, die das Heil gleich hier und heute oder spätestens morgen versprechen, falls man sich der entsprechenden Gruppierung anschliesst, ihren Regeln folgt und sein Konto leert.

Die Entwicklung moderner Gesellschaften ist unter anderem dadurch charakterisiert, dass die Menschen Glück nicht nur als Utopie, als jenseitiges Resultat lang dauernden irdischen Leidens akzeptieren mochten, sondern den Anspruch erhoben, in ihrem eigenen Leben Glück zu finden. Die grossen Ideologien der Moderne sind daher alle auch Glückskonzepte. Gescheitert ist dabei die kommunistische Idee, die – ähnlich utopisch wie eine Religion, aber auf das Diesseits bezogen – eine ideale, klassenlose Gesellschaft als irdisches Paradies anstrebte, in dem jede Ungleichheit aufgehoben und damit das Glück perfekt sein würde. Um so erfolgreicher ist das Modell, das es sogar in die Verfassung geschafft hat: «pursuit of happiness» nicht als Versprechen einer perfekten Gemeinschaft, sondern als Idee einer liberalen Gesellschaft, welche dem einzelnen Individuum die grösstmögliche Chance bieten soll, sein Glück zu machen.

Natürlich bietet auch die Wirtschaft unendliche Glücksanreize. Die Produktion vieler Güter dient längst nicht mehr der Befriedigung elementarer menschlicher Bedürfnisse, sondern der Erfüllung von Wünschen, die uns glücklicher machen sollen. Und wer die strahlenden Augen der grossen Buben mit ihren sportlichen Schlitten oder allradgetriebenen Gefährten gesehen, den vergnügten Aufschrei der Frauen beim Anblick der neuen Gucci-Tasche gehört hat, kennt die Wirkungsmächtigkeit materieller Glücksbringer.

Und schliesslich hat auch die Wissenschaft das Glück entdeckt: Glücksökonomie, Glückspsychologie, Glücksforschung sind zwar Randgebiete, erzeugen aber viel Aufmerksamkeit. Teilweise zelebrieren sie ein wissenschaftliches «Brimborium», das an gallische Zaubertänke erinnert, um die Seriosität ihrer Forschung zu untermauern. Mit umständlichen Formeln und langen Literaturlisten wird belegt, wie exakt Glücksforschung ist, werden Umfrageresultate zu den glücklichsten Ländern erstellt und Glückskonzepte verkauft.

Selbstbeglückung

Gläubige Menschen sind per se glücklicher, weil sie den Ausgang der Geschichte kennen. Mit der Aufklärung setzt daher eine intensive Glücksdiskussion ein, weil der Mensch die Realisierung des Ziels nun in die eigenen Hände nehmen muss. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied, lautet seither die Botschaft, nur der

eigene Wille zählt. Wir glauben an die Machbarkeit, die Planbarkeit unserer Existenz und eben auch des Glücks. Dieses muss dauerhaft und kontrollierbar sein, wie unser ganzes Leben. Wir haben gelernt, dass wir vieles, alles erreichen können, wenn wir wollen, warum also nicht auch das Glück?

Die Art und Weise, wie wir immer stärker zum Meister unseres Schicksals gemacht werden, wirkt sich auch auf die Verantwortung für das eigene Glück aus. Es liegt an uns, ob wir glücklich werden oder nicht, es gilt, das eigene Leben zu optimieren, die richtige Strategie zu entwickeln. Unterstützt werden wir dabei immerhin von einer Flut von Ratgebern, die in Kursen, Seminaren, Selbsterfahrungswochen und Wohlfühlurlaube und in gedruckter, akustischer, visueller und multimedialer Form helfen, uns kennen zu lernen, unsere Bedürfnisse zu sehen und Strategien des Glücklichen zu erarbeiten. Allerdings dürfen die Berater – so warnen sie alle – nur als Anregung verstanden werden, als Stütze für unsere eigene Arbeit, können uns diese aber nie abnehmen. Es ist ein paradoxer Zwang zum Glück, der hier spürbar wird; nur wer hartnäckig und diszipliniert an sich arbeitet, kann sein Ziel erreichen und sein Leben genießen. Arbeit ist – wie im Konzept der bürgerlichen Gesellschaft insgesamt – auch hier die Basis des Erfolgs. Und Glück und Erfolg haben in unserer Gesellschaft sehr viel miteinander zu tun. Niemand gesteht ein, dass er unglücklich ist, das wäre ein Zugeständnis seines Misserfolges. Wir wären Versager, wenn wir nicht glücklich wären; und wir wären nicht glücklich, wenn wir erfolglos wären.

Dieser Druck hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte verstärkt. Je mehr soziale Barrieren und Hemmnisse wie Klassenzugehörigkeit, Geschlecht oder Herkunft schwinden, je mehr der Rahmen unserer Selbstverwirklichungsmöglichkeiten sich weitet, desto verpflichtender erscheint das perfekte, glückliche Leben. Mit der Sicherung des Überlebens, mit steigendem Einkommen und dem Ausbleiben spezifischer Notsituationen haben sich unsere Spielräume tatsächlich derart erweitert, dass wir unser Leben immer stärker nach unseren Vorlieben gestalten können. Wir werden zu wirklichen Schmieden unseres Schicksals, sind gezwungen, das Eisen im Feuer selbst zu bearbeiten, weil uns niemand mehr diese schwierige Kunst abnimmt.

«Individualisierung bedeutet in diesem Sinne», so formulierte es Ulrich Beck 1986, «dass die Biographie der Menschen aus vorgegebenen Fixierungen herausgelöst, offen, entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes einzelnen gelegt wird. Die Anteile der prinzipiellen entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographien nehmen zu.»¹

Die Spass- und Eventgesellschaft, wie sie einige der Individualisierungstheoretiker beschworen haben, lenkt das immer stärker selbstbestimmte Individuum in eine ganz bestimmte Richtung des Glücklichen. Zelebriert wird der erfolgreiche, schöne und gesunde Mensch, der das Leben feiert; auf der Strecke bleiben die unglücklichen, die eben nicht tüchtig genug sind, denen die Fähigkeit des Geniesens abgeht. Auch das Glück lässt sich also nur in einem umkämpften Markt

finden, der gnadenlos in Gewinner und Verlierer scheidet– und so ist «looser» zu einem der beliebtesten Schimpfworte unter Jugendlichen geworden.

Glücksterror

Während die Religionen das Heil und damit das Glück primär im Jenseits sahen und die grossen politischen Ideologien den gesellschaftlichen Rahmen des Glücks im Fokus hatten, steht heute das Individuum im Mittelpunkt, und zwar in seiner körperlichen Existenz; es erfolgte also nicht nur eine Verlagerung vom jenseitigen zum diesseitigen Glück, sondern auch von einer seelisch-geistigen auf eine körperliche Ebene. Der Körper wird zur neuen Projektionsfläche des Glücks, an ihm wird erarbeitet, was wir sind, er stellt uns dar, er ist Garant unseres Erfolges oder Ausdruck unseres Misserfolges. Und so wirkt ein Grossteil der Glücksversprechungen in der Werbung, in den Medien und in den Ratgebern über Körperbilder. Selbst dort, wo von Empfindungen und Werten die Rede ist, die wir nicht primär mit dem Körper assoziieren würden, basieren die Angebote auf Körpertechniken. Körper und Geist verschmelzen in Trainingsformen wie Tai Chi oder Yoga, die Seele baumeln lassen und den Körper pflegen wie im Wellness-Bereich, das Heil auch körperlich spüren wie in esoterischen Praktiken, die körperlichen Grenzen mit ekstatischen, schamanischen oder drogenunterstützten Techniken überwinden, im Goa-Rhythmus versinken oder im ultimativen Kick eines Base Jump abheben, all das bietet Gewähr für das Gelingen körperbezogenen Glücks.

Körper, Schönheit und Gesundheit sind zu den Kampfzonen des Glücks geworden, gehören zu den verpflichtenden Vorgaben, die es mit enormem Aufwand zu erarbeiten gilt. Der Körper, immer weniger für die alltägliche Arbeit benötigt, muss geformt werden, um dem Bild des erfolgreichen Menschen zu entsprechen: Sport, Therapie, Ernährung, Bodybuilding und plastische Chirurgie bieten eine breite Palette an Möglichkeiten, die in der Werbung, den Medien und der populären Kultur umfassend und pausenlos beworben werden.

Allein die Nahrungsmittelbranche hat sich zu einer gigantischen Industrie entwickelt, die zunehmend darauf setzt, uns nicht einfach zu ernähren, sondern mit probiotischen Joghurts und prebiotischen Ballaststoffen, stressmindernden Ginkgo-Chips, Anti-Krebs-Bier und potenzsteigerndem Sushi einen riesigen Zusatznutzen zu erzeugen, wenn auch meist nur den, mehr und teurere Produkte verkaufen zu können. Und wer nur gerne isst, aber nicht gerne kocht und das Kochen nicht als perfekte Form der Selbstfindung und Kreativität zelebriert, gilt bereits als unfroher und puritanischer Aussenseiter.

Sport in immer vielfältigeren Varianten verhilft uns nicht nur zu körperlicher Tüchtigkeit und zu Fitness, die wir als Basis unserer anstrengenden Glücksarbeit unbedingt benötigen, sondern bietet vielfältige Glückselemente, die häufig auch soziale Erfahrungen ersetzen. Das Wochenende wird bestimmt von den auf Hometrainer und Laufband zurückgelegten Kilometern und dem Blick auf

das Puls-Herzfrequenz-Kalorien-Meter, mit dessen Werten am Montag im Büro geprahlt wird wie weiland mit Sauftour- und Eroberungsgeschichten. Doch wie jede Erfahrung leidet auch diese unter der Routine, die Intensität des Gefühls nimmt ab, man sucht nach Steigerungsmöglichkeiten, so dass immer extremere Sportarten entwickelt werden: Free-Solo-Klettern, Skydiving, Kite-Surfing, Wüstenmarathon.

Im Sport wird das Doppelgesicht des Glückstrebens exemplarisch sichtbar. Er dient als emotionaler Freiraum zum durch und durch rationalisierten und kontrollierten Alltag. Gleichzeitig aber zielt er darauf ab, unsere Leidenschaften zu beherrschen, dient der Selbstdisziplinierung. «Hedonistische(s) Erleben, Rausch und nutzlose Verausgabung von Lebenskraft», so Thomas Alkmeyer, verbinden sich mit einer «asketisch-instrumentelle(n) Körper-Rationalisierung und effiziente(n) Zeitökonomie».² Die Suche nach Grenzüberschreitung, Leidenschaft und Glück wird kanalisiert, gesteuert, reglementiert. Wir holen uns das Glück des schnellen Kicks, um einen als öde und langweilig empfundenen Alltag zu ertragen.

Die Pflege des Körpers ist zu einem Markt geworden, der sich rasch ausdehnt, weil er immer mehr Gruppen erfasst, die Männer etwa, die lange Zeit auf Minimalmethoden setzten und zunehmend der Beglückung zahlloser Pflegelinien und Produkte unterworfen werden, wie das die Frauen schon längst selbstverständlich in ihren Alltag integriert haben. Doch auch hier gelingt nichts ohne eigene Anstrengung, auch hier gilt es, an sich zu arbeiten. Das musste der Hersteller eines Deodorants erfahren, der versprochen hatte, dessen Verwendung mache glücklich, und der daraufhin von einem Kunden verklagt wurde, weil sich die versprochene Wirkung nicht eingestellt hatte.

Waren wir bis vor wenigen Jahren darauf angewiesen, unseren Körper so zu nutzen, wie wir ihn erhalten haben, öffnen sich immer mehr Möglichkeiten, auch ihn selbst zu verbessern, zu optimieren und damit unserer Vorstellung von Perfektion und Glück noch näher zu kommen. Die Zahl Schönheitschirurgischer Eingriffe steigt weltweit rasant, selbst Teenager streben Körbchen-D-Busen, straffe Pos und volle Lippen an: Wir wollen alles, aber subito, lautete der Slogan der 80er-Bewegung in der Schweiz, jetzt ist er zum Anspruch einer Generation geworden, die dem Glücksversprechen ausgeliefert ist wie keine vor ihr. Orchestriert von Medien, die das Geschäft ankurbeln sollen und an ihm teilhaben, wird vor allem den jungen Menschen mit einem ununterbrochenen Sperrfeuer eingetrichtert, wie man zu seinem Glück kommt. Die Werbung bearbeitet gerade diese Zielgruppe unaufhörlich. Ganze Fernsehsender liefern nach dem immer gleichen Schema Bilder von glücklichen Menschen, die Printmedien berichten vom Leben der Reichen und Schönen in einem Umfang, wie er früher dem so genannten Boulevard vorbehalten war. Das dazu passende Rollenmodell heisst auch so: Model wollen praktisch alle werden, was könnte schöner sein als Laufstege rauf- und runter zu gehen und von Fototermin zu Fototermin zu fliegen, nicht weil man etwas geleistet oder etwas zu sagen hat, sondern weil man dünn und ausgemergelt genug ist, um Kleidergrösse 32 zu tragen, und damit alle anderen neidisch macht.

Olle Kulturkritik

Was für eine altmodische Sichtweise, in der Tat. Diese Kritik des Zerfalls der wahren Werte, diese Angst vor dem Niedergang, dieses Gezeter über den Lauf der Welt kennen wir doch zur Genüge. Es sind typische Reaktionen von Menschen, welche nicht mehr in der Lage sind, gesellschaftliche Entwicklungen nachzuvollziehen, die nur noch das Negative sehen, moralisieren und zu guter Letzt die gute alte Zeit beschwören. Dabei fehlt es nicht an WissenschaftlerInnen, die uns längst gezeigt haben, dass genau diese Entwicklung das Befreiende ist: Die Aufhebung der vielen Grenzen und Einschränkungen, welche Menschen bisher eingeeignet haben, als Grundlage einer neuen Gesellschaft, in der jeder sich nach eigenen Zielen und Vorstellungen verwirklicht, in der sich Gruppen und Milieus ausschliesslich auf der Basis des gewünschten Lebensstils zusammenfinden, dessen Ingrezienzen sie sich aus einem gigantischen Angebot an Zutaten selbst mischen. Das Ende der Zwänge durch soziale Schichten und fixe Gruppenzugehörigkeiten, das Ende der Geschmacksdiktatur selbsternannter Eliten, das Ende moralisierender Vorschriften bringt in der Tat viele Vorteile. Und wer immer noch glaubt, Kritik üben zu müssen, sollte vielleicht endlich einmal zur Kenntnis nehmen, dass die Vorstellung von Marketing und Manipulation, von manipulierten Konsumierenden und manipulierenden Kräften höchstens Abbild verschwörungstheoretischer Weltbilder derjenigen ist, die diese Ideen verbreiten, aber sicherlich nicht als adäquate Beschreibung der Realität dienen kann. Denn wir alle wissen, es ist ein Spiel, ein Spiel, das wir alle durchschauen: «Niemand muss die Zeitgenossen darüber belehren, dass Werbung, Musikvideos oder grosse Sportereignisse etwas vorspiegeln, das es «eigentlich» nicht gibt. Es geht um eine gute Show; die Wirklichkeit jenseits der Inszenierungen steht auf einem anderen Blatt. Der Unterschied zwischen Facts und Fiction ist den Menschen im Alltagsleben geläufiger als vielen Propheten des aufgeklärten Bewusstseins», schreibt uns Gerhard Schulze ins Stammbuch.³

In der Tat, und diese Einsicht verdanken wir nicht Schulze, sondern viel früheren Arbeiten der Cultural Studies und anderer Kulturforscher, welche sich mit den Sinngeneratoren moderner Gesellschaften auseinandergesetzt haben, entsprechen die banalen Vorstellungen von Sender und Empfänger, von Manipulierten und Manipulierenden nicht der Realität, handelt es sich vielmehr um ein trickreiches Miteinander, aus dem die verschiedenen Beteiligten ihre unterschiedlichen Schlüsse ziehen und ihre divergierenden Interessen befriedigen. Man durchschaut die Show, man nutzt sie für sich. Aber selbst wenn man es als Inszenierung durchschaut, wünscht man sich das Leben der Stars, sieht den Alltag als Laufsteg, versucht, das Leben als Party, als unendliche Folge von Höhepunkten zu feiern, macht sich auf der Talentbühne zum Deppen und unterzieht sich chirurgischen Eingriffen, um Teil dieser Show zu werden. «Der enormen Vermehrung spielerischer Kulissen in den Zonen des westlichen Lebensstils entspricht eine ungekannte Intensivierung der Diskurse über das schöne Leben. Orte dieses Diskurses sind Kosmetikstudio

und Fitnesscenter, Talkshow und Kneipe, Psychogruppe und Feuilleton, Bekannftschaftsanzeigen und Gespräche im Supermarkt. Das Glück wurde zum zentralen Thema einer Suche ohne Ende», hält Schulze richtig fest.⁴ Wenn er aber die spielerischen Kulissen und die Intensivierung des Diskurses über das schöne Leben gleichsetzt, sind dann die Diskurse und deren Orte auch Teil der spielerischen Kulissen oder verlieren letztere nicht vielmehr ihren Charakter des Verspielten und werden zu realen Lebensbedingungen? So oder so lässt sich die lockere Trennung der beiden Bereiche, eben noch postuliert, kaum mehr aufrecht erhalten, wenn all diese Kulissen den Rahmen «einer Suche ohne Ende» bieten.

Die *Parishiltonisierung* und *Heidiklumisierung* der Gesellschaft erscheint in der Tat als Ausdruck einer Suche ohne Ende. Wir können diese Phänomene als Ausdruck der unendlichen Freiheiten und Möglichkeiten gegenwärtiger Gesellschaft sehen oder wir können uns den kleinen alltäglichen Formen des Glücks zuwenden, erbaulichen Geschichten, wie sie unser Fach seit je gerne erzählt, von einem Leben jenseits der grossen Fragen und strukturellen Entwicklungen, jenseits ökonomischer Bedingungen und politischer Ereignisse. Beides scheint mir wenig zielorientiert und gewinnbringend: Die eine Variante feiert die gesellschaftlichen Entwicklungen als neues Paradies und knüpft damit an die oben erwähnten Heilslehren an – nur dass sie jetzt das Individuum und nicht mehr die Gesellschaft oder gar das Jenseits als Ziel haben. Die andere nistet sich ein in Nischen, um möglichst nicht anzuecken und aufzufallen, sieht alltägliche Befindlichkeiten losgelöst von soziopolitischen Prozessen. Glück aber ist eine zugleich höchst individuelle wie gesellschaftlich bestimmte Tatsache, die, falls sie sich überhaupt erfassen lässt, mit Hilfe eines überaus differenzierten Rasters erforscht werden müsste. Davon scheinen mir heutige Glücksforschungen ziemlich weit entfernt zu sein.

Natürlich ist das Streben nach Glück auch deshalb so wichtig und erfolgreich geworden, weil wir in unserer Gesellschaft vielerlei Unglück besiegt haben. Wir kämpfen längst nicht mehr ums nackte Überleben oder ums tägliche Brot, wir haben viele Bedrohungen, mit denen sich Menschen zu anderen Zeiten und an anderen Orten auseinander setzen mussten und müssen, ausgeschaltet, unsere Lebenserwartung, aber auch unsere Erwartung an das Leben ist entsprechend gestiegen: Weil es uns in vielerlei Hinsicht so gut geht, halten wir es für unser gutes Recht, dass es uns noch besser geht. Und vieles davon gelingt uns auch tatsächlich. Wann je wurde Genuss in allen Bereichen des Lebens so gross geschrieben?

Dennoch lächeln manche über diese Betonung der Fähigkeit jedes Menschen, sich sein Leben nach eigenem Gutdünken zu gestalten, und weisen zu Recht auf die Grenzen dieses Ansatzes hin, die in einer Vielzahl von strukturellen Bedingungen und Rahmungen liegen, die wir doch so gerne ignorieren. Die Fixierung auf Glück führt in der Tat zur Illusion, wir seien als Individuen vollständige Kontrolleure unseres Lebens, sie bestärkt uns im Gefühl der alleinigen Verantwortung und macht uns damit zu Versagern – wenn wir erkennen müssen, dass wir es nicht schaffen, dass wir gefangen sind von Unvollkommenheiten, von Umständen, die ausserhalb unserer Entscheidungsmacht liegen, und Ebenen unserer Emotionen,

die sich der vollständigen Kontrolle und Regulierung entziehen. Doch die gesellschaftliche Grundhaltung hat sich verschoben: weg vom Bestreben, Unglück und Leiden zu vermeiden und die äusseren Bedingungen dafür zu schaffen, dass möglichst viele Menschen ein Leben ohne Not führen können, hin zu einem inneren, individualisierten Streben nach Glück und Erfüllung.

Als Folge der 68er-Bewegung und der damit verbundenen Auflösung vieler traditioneller Vorstellungen von Moral und Sexualität wurde unsere Gesellschaft nach Meinung vieler zunehmend *oversexed*: Nicht nur nimmt Sex eine immer wichtigere Stellung in unserem Leben ein, sondern alles und jedes wird sexuell aufgeladen, mit Sex angereichert und verkauft, lautet die entsprechende Kritik. Was durchaus befreiend gewirkt hat und uns heute vieles ermöglicht, was früher tabuisiert, verdrängt und verboten war, führt auf der anderen Seite zu neuen Zwängen: Wer den damit verbundenen Ansprüchen nicht genügt oder sie nicht befriedigen kann oder will, fühlt sich als Versager oder wird ausgegrenzt. Wer nicht mitmacht, verliert den Anschluss, ist out. In den letzten ein oder zwei Jahrzehnten nun werden wir mehr und mehr auch überglückt.

Anmerkungen

- ¹ Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. 1986, S. 216.
- ² Thomas Alkmeyer: Der Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen. In: Berliner Debatte Initial 14 (2003), S. 16–29, hier S. 16.
- ³ Gerhard Schulze. Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur. Frankfurt a.M. 2000, S. 8.
- ⁴ Ebd.